

(Nachdruck verboten.)

24]

Das Geld.

Roman von Émile Zola.

V.

Einen Monat später, in den ersten Tagen des November, war die Einrichtung der Bank Universelle noch nicht vollendet. Schreiner brachten noch Holzvertäfelungen an, Arbeiter kitteten das gewaltige Glasdach zu Ende, welches über dem Hof angebracht wurde.

Diese Verzögerung rührte von Saccard her, der, mit der Armseligkeit der Einrichtung unzufrieden, durch seine Luxusansforderungen die Arbeiten hinauzog. Da er die Mauern nicht auseinanderrücken konnte, um seinen fortwährenden Traum vom Ungeheuren zu verwirklichen, so war er schließlich in solchen Aerger geraten, daß er auf Frau Karoline die Sorge abwälzte, die Unternehmer abzudanken. Diese überwachte also das Aufstellen der letzten Schalter. Eine ungewöhnliche Zahl von Schaltern war vorhanden; der zu einer Centralhalle umgewandelte Hof war rings damit umgeben, — lauter vergitterte Schalter, ernst und würdig, mit schönen Messingschildern gekrönt, worauf Inschriften in schwarzen Buchstaben zu lesen waren. Im ganzen genommen war die Einrichtung, obwohl in etwas engem Raum zusammengedrängt, recht günstig angeordnet. Im Erdgeschoß waren die Dienstzweige, die in ständiger Beziehung mit dem Publikum sein sollten, die verschiedenen Klassen, die Emissionschalter, alle Abteilungen für laufende Bankgeschäfte; oben befand sich gewissermaßen das innere Triebwerk, die Direktion, die Korrespondenzabteilung, die Buchhalterei, das Personalbureau und die Abteilung für Streitigkeiten. Alles in allem tummelten sich in dem sehr eingeeengten Raum über zweihundert Angestellte.

Was beim Eintritt sofort auffiel, selbst noch inmitten des Gedränges der Arbeiter, welche die letzten Nägel einschlugen, während das Gold schon in den Holzschalen erklang, — das war ein Ansehen von Strenge, ein Anstrich von althergebrachter Rechtchaffenheit, mit einem unbestimmten Sanktgeistduft, der ohne Zweifel von dem Lokal herrührte, von jenem alten, feuchten und düsteren Hotel im schweigenden Schatten der Bäume des Nachbargartens. Man hatte das Gefühl, als betrete man ein frommes und rechtschaffenes Haus.

In einem Nachmittag wurde Saccard selbst bei seiner Rückkehr von der Börse von diesem Gefühle gepackt und überrascht. Dieses tröstete ihn über die fehlenden Vergoldungen. Er sprach Frau Karoline gegenüber seine Befriedigung aus.

„Nun, für den Anfang ist es doch ganz nett. Man glaubt unter sich in der Familie zu sein, eine wahre kleine Kapelle . . . Später wird man schon sehen . . . Ich danke Ihnen, schöne Freundin, für alle Mühe, die Sie sich geben, seitdem Ihr Bruder nicht mehr da ist.“

Da sein Grundsatz dahin ging, aus unvorhergesehenen Umständen Nutzen zu ziehen, so bemühte er sich nunmehr auf jede mögliche Weise, den streng puritanischen Anstrich des Hauses auszubilden. Von seinen Angestellten forderte er eine fast priesterliche Kleidung, man durfte nur mit gedämpfter Stimme reden, man empfing und gab das Geld mit einer wahrhaft klerikalen Zurückhaltung.

Noch nie hatte Saccard in seinem wechselvollen Leben sich so rührig getummelt. Morgens saß er schon um sieben Uhr vor allen Angestellten, selbst ehe seine Bureaudiener das Feuer angezündet hatte, im Arbeitszimmer, öffnete die eingelaufene Post und erledigte bereits die dringendsten Briefe. Hierauf begann bis elf Uhr ein unabsehbarer Galopp, — die Freunde und bedeutenden Kunden des Hauses, die Wechselmakler, die Kommissionäre, der ganze große Schwarm der Finanzwelt; dazu das Gehen und Kommen der Abteilungsstände, welche Befehle holten. Sobald er einen Augenblick frei hatte, erhob er sich und machte einen Rundgang durch die verschiedenen Bureaus, wo die Angestellten in steter Angst vor seinem plötzlichen Erscheinen lebten, da er immer zu verschiedenen Stunden sich zeigte. Um elf Uhr ging es zu Frau Karoline und zum Frühstück hinauf. Er aß reichlich und trank ebenso, mit der zwanglosen Leichtigkeit der mageren Leute und ohne je von der Mahlzeit belästigt zu werden. Die volle Stunde, die er oben zubrachte, war keine verlorene; denn dies war der Augenblick, da ihm, wie er sagte, seine schöne

Freundin Beichte ablegte, das heißt, da er sie nach ihrer Ansicht über Menschen und Dinge befragte. Meistens verstand er es allerdings nicht, ihren weisen Rat auszunützen. Um zwölf Uhr ging er aus und zur Börse; dort wollte er einer der ersten sein, um sich umzusehen und zu plaudern.

Uebrigens spielte er nicht offen, sondern fand sich wie zu einer sicheren und natürlichen Zusammenkunft mit den Kunden seines Bankhauses dort ein. Und doch wurde sein Einfluß dajelbst schon bemerkbar. Als Sieger hatte er wieder seinen Einzug gehalten, als ein kreditfähiger Mann, dem nunmehr die Stütze wirklicher Millionen zur Seite stand. Die Schlauesten steckten die Köpfe zusammen, wenn sie ihn ansahen, raunten einander auffallende Gerüchte zu und weisagten ihm das Königtum der Börse.

Gegen halb vier Uhr war er immer wieder zu Hause und spannte sich an die widerwärtige Arbeit des Unterschreibens; in diesem mechanischen Laufen der Hand war er so sehr geschult, daß er, ohne das Unterschreiben einzustellen, mit freiem Kopf und leichtem Wort Angestellte kommen ließ, Bescheide erteilte, Geschäfte erledigte. Bis sechs Uhr empfing er wieder Besuche, brachte die Arbeit des Tages zu Ende und bereitete die des nächstfolgenden vor. Wenn er wieder zu Frau Karoline hinaufkam, so ging es an eine reichlichere Mahlzeit, als das Frühstück um elf Uhr gewesen war, seine Fische und vor allem Wildpret, mit Burgunder, Bordeaux, Champagner, je nach der Laune und dem glücklichen Verlauf des Tages.

„Sagen Sie einmal, ob ich nicht solide bin!“ rief er zuweilen scherzend. „Anstatt zu den Frauenzimmern, in die Klubs und in die Theater zu laufen, lebe ich da als braver Spießbürger an Ihrer Seite . . . Das müssen Sie Ihrem Bruder schreiben, um ihn zu beruhigen.“

„Ach was!“ antwortete fröhlich Frau Karoline, „mein Bruder ist immer so solide gewesen, daß die Solidität ihm ein natürlicher Zustand und kein Verdienst dünkt . . . Gestern habe ich ihm geschrieben, daß ich Sie bestimmt hätte, das Sitzungszimmer nicht vergolden zu lassen. Das wird ihn mehr freuen.“

In einem sehr kühlen Nachmittag der ersten Novembertage, während Frau Karoline den Lindermeister anwies, den Anstrich des Saales einfach abzuwaschen, wurde ihr eine Karte hereingebracht mit der Meldung, der betreffende Mann bestehe hartnäckig darauf, sie selbst zu sprechen. Die unsaubere Karte trug in groben Schriftzügen den Namen „Busch“. Ihr war der Name unbekannt; sie befahl, den Besuch in das Arbeitszimmer ihres Bruders zu führen, wo sie die Leute zu empfangen pflegte.

Wenn Busch seit fast sechs langen Monaten sich geduldet hatte und seine außerordentliche Entdeckung eines unehelichen Sohnes Saccards nicht ausnützte, so geschah es in erster Linie aus wohlervogenen Gründen. Es wäre ein gar zu armseliges Ergebnis, wenn man aus Saccard bloß die sechshundert Frank jener der Mutter ausgestellten Wechsel herauszog; dazu kam ferner die große Schwierigkeit, aus ihm mehr, eine vernünftige Summe von etlichen Tausenden, zu erpressen; wie konnte man einem Witwer, der aller Bande ledig war und vor Skandal sich wenig fürchtete, Särden einjagen? Wie konnte man ihn zwingen, schweres Geld für jenes häßliche Geschenk eines hergelaufenen Kindes zu zahlen? Freilich hatte die Wechaim eine lange Kostenrechnung, etwa sechstausend Frank, mühsam zusammengestellt, kleine Darlehen an ihre Cousine, Rosalie Chavaille, die Mutter des Knaben, dann die Kosten der Krankheit der Armen, ihr Begräbnis, die Unterhaltung des Grabes, endlich ihre Auslagen für Victor selbst, seitdem er ihr zur Last gefallen war, Verköstigung, Kleidung, ein Haufe anderer Dinge. War aber Saccard kein zärtlicher Vater, war es dann nicht wahrscheinlich, daß er sie zum Helfer schicken würde? Nichts in der Welt würde nämlich diese Vaterschaft beweisen, außer der Ähnlichkeit des Knaben; und dann würden sie nur den Betrag der Wechsel aus ihm pressen, falls er überhaupt die Verjährung nicht geltend machte.

Andererseits hatte Busch so lange gezögert, weil er mehrere Wochen in peinvoller Sorge um seinen Bruder Sigismund verbracht hatte, der von der Schwindsucht niedergestreckt und überwältigt war. Vierzehn Tage hindurch hatte jener gewaltige Wühler und Spürer alles vernachlässigt, die

tausend verwickelten Fährten vergessen, denen er zu folgen pflegte; er erschien nicht mehr an der Börse, trieb keine Schuldner mehr in die Enge, er wich nicht vom Bett des Kranken, den er mit mütterlicher Liebe wartete und pflegte und umkleidete. Er, der schmutzige Geizhals, ward zum Verschwender; er rief die ersten Aerzte von Paris herbei, er hätte gerne beim Apotheker die Arzneien teurer bezahlt, damit sie wirksamer wären; und als die Aerzte jedes Arbeiten unterjagt hatten und Sigismund eigensinnig war, verstaubte er ihm seine Papiere und seine Bücher. Zwischen beiden war ein förmlicher Wettkampf in der List ausgebrochen. Sobald der Wächter von Müdigkeit übermannt einschlief, wußte der in Schweiß gebadete und vom Fieber verzehrte junge Mann ein Stückchen Bleistift und einen weißen Zeitungsrand sich zu verschaffen und machte sich wieder an seine Berechnungen. Beim Erwachen geriet Busch in Zorn, wenn er ihn noch leidender sah, und das Herz wollte ihm darüber brechen, daß jener seinen Hirngespinnsten sein bißchen übriges Leben widmete. Mit derlei Dummheiten gestattete er ihm zu spielen, wie man einem Kinde Hampelmänner gestattet, wenn es gesund ist; aber sein Leben mit thörichten, undurchführbaren Gedanken zu Grunde richten, das war wirklich gar zu dumm! Schließlich hatte Sigismund versprochen, seinem Bruder zu lieb vernünftig zu sein. Dann hatte er sich etwas erholt und konnte nunmehr aufstehen.

Sobald Busch wieder an seine Arbeit gehen konnte, nahm er sich vor, die Sache Saccard müsse erledigt werden, um so mehr, als dieser wie ein Eroberer seinen Einzug in die Börse gehalten hatte und wieder ein Mann von zweifelloser Zahlungsfähigkeit wurde.

Der Bericht der von ihm nach der Rue St. Lazare geschickten Frau Méchain lautete sehr günstig. Trotzdem zögerte er immer noch, seinen Mann von vorne anzugreifen; er schwankte noch und besann sich, vermittelt welcher Taktik er ihn besiegen konnte, als ein der Méchain entfallenes Wort über Frau Karoline über diese Dame, welche bei Saccard haushaltete und von der alle Lieferanten des Stadtviertels ihr erzählt hatten, ihn auf einen neuen Feldzugsplan brachte. Sollte etwa diese Dame die wirkliche Herrin sein, welche die Schlüssel zu den Schränken und zum Herzen besaß? Busch gehorchte ziemlich häufig einer plötzlichen Eingebung und begab sich auf einen bloßen Fingerzeig seines Spürsinnes hin auf die Jagd, in der bestimmten Annahme, aus den Thatfachen eine Gewißheit und einen Entschluß schöpfen zu können. So machte er sich nach der Rue St. Lazare auf, um Frau Karoline zu besuchen.

Oben im Reichungssaal war Frau Karoline im Anblick dieses schlecht rasierten Mannes mit dem flachen und schmutzigen Gesicht betroffen, der einen schmierigen Rock von einstiger Eleganz und eine weiße Halsbinde trug. Er selbst bohrte seine Blicke bis in ihre Seele hinein und fand sie ganz nach Wunsch, so statklich und so gesund, mit ihrem weißen Haar, welches ihr noch jugendliches Gesicht mit einem heiteren und milden Schein umgab. Besonders fiel ihm der Ausdruck ihres stark entwickelten Mundes auf, ein Ausdruck von solcher Herzengüte, daß sofort sein Entschluß gefaßt war.

„Madame,“ begann er, „ich hätte Herrn Saccard zu sprechen gewünscht, aber man hat mir den Bescheid gegeben, daß er nicht zu Hause sei.“

Das war eine Lüge, er hatte nicht einmal nach Saccard gefragt; er wußte sehr wohl, daß dieser nicht zu Hause war, da er auf seinen Weggang zur Börse gelauert hatte.

„Und so habe ich mir denn erlaubt, mich an Sie zu wenden; mir ist es eigentlich lieber so, da ich wohl weiß, mit wem ich spreche. . . Es handelt sich um eine so ernste und so heikle Mitteilung. . .“

Frau Karoline, die bis jetzt den Mann nicht hatte sitzen heißen, wies ihm mit ängstlicher Zuverlässigkeit einen Stuhl.

„Reden Sie, mein Herr, ich höre. . .“

Busch hob sorgfältig die Schöße seines Rockes auf, als fürchte er, ihn zu beschmutzen. Es galt bei ihm jetzt als ausgemacht, daß sie mit Saccard ehelich zusammen lebte.

„Die Sache ist, Madame, nicht leicht zu sagen, und ich gestehe Ihnen, daß ich im letzten Augenblick mich frage, ob es recht ist, Ihnen so etwas anzuvertrauen. Hoffentlich werden Sie in meinem Schritte bloß den Wunsch erkennen, Herrn Saccard die Möglichkeit zu bieten, ein früheres Unrecht wieder gut zu machen. . .“

Sie winkte ihm, er solle frei herausreden; sie hatte begriffen, mit welchem Menschen sie es zu thun hatte, und wünschte, überflüssige Betenerungen abzuschneiden. Uebrigens

ließ er sich nicht lange bitten und begann die alte Geschichte zu erzählen, die Verführung von Rosalie in der Rue de la Harpe, die Geburt des Kindes nach Saccards Verschwinden, den Tod der Mutter, wie der Knabe Victor einer Cousine zum Last blieb, die sonst zu viel zu thun hatte, um sich mit ihm abzugeben, und wie er so in Verworfenheit aufwuchs.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Wenn die Kesselschmied-Gattin und Blumenapporteurin Rothe keine Schwindlerin ist und wenn die Geister oder „Intelligenzen“ die Rechte einer juristischen Person haben sollten, so müßten sie unverzüglich an einem irdischen Gerichtshof wegen Ehrenbeleidigung klagen; denn die Geister, die von der Rothe und ihren Gläubigen citiert, die Intelligenzen, die bemüht werden, sind die armeligsten Ibioten, deren überflüssige Wunderkraft geringer ist als das fallen eines schwachsinrigen Kindes, in dem immer noch eine dämmernde Erinnerung an die gewaltigen Wunderleistungen menschlicher Kulturarbeit steckt. Sehen so die Dinge aus, die zwischen Himmel und Erde spulen, und von denen sich unsre Schulweisheit nichts träumen läßt? Dann bleibe ich lieber auf der Erde, die voller Wunder der Erkenntnis und des Schaffens ist, und deren selbstverständliches, natürliches und einfachstes Erzeugnis eine tiefsinigere und rätselvollere Erscheinung ist, als die ganze Klopfschmied-Wirtschaft mediunistischer und occultistischer Intelligenzen.

Es ist eine ganz falsche, weil zu günstige und milde Auffassung, wenn man die Rothe-Epidemie, die jetzt ein Berliner Gerichtshof mit merkwürdiger Geduld in einem erschreckenden Narrenzug von Vernunftstrüppeln „manifestiert“ — Menschenapporte aus der Siedeherde des Schwachsinns — auf den ewigen Gang der Menschenseele zur Erfassung des Unerklärlichen und Wunderbaren, des Ueberflüssigen und Seltsamen zurückführt. Wenn es das wäre, so würde man mit schroffer nüchterner Kritik, aber mit Ernst und Achtung an diese Phänomene herangehen. So steht aber die Frage nicht. Diese Geister sind alberne Gesellen, die gar nichts können, sie sind nicht überflüssig, sondern unterflüssig, sie steigern nicht die menschliche Erkenntnisfähigkeit, sondern sie schwächen sie bis zu ihrer Verblödung. Abgesehen von den ernsthaften pathologischen Erscheinungen, handelt es sich hier lediglich um die vielleicht auch ewige Lust am Lappischen, am Unsinigen, an der Mythik des Kretinismus. Diese Spiritisten, Okultisten, Mediumisten bilden ein Hirnspittel, in dem ein greuliches Nothwälsch faulenden Schwachsinns zur Inbrunst einer religiösen Schwärmerei gefächelt wird — eine künstliche Verstandesverkrüppelung, in der nichts blüht und gedeiht, als die Ausbeutung geschäftslustiger Gauner. Vernichtet nur Vernunft und Wissenschaft, und Ihr werdet nicht Forscher und Befehrer des Ueberflüssigen und Wunderbaren, sondern elende Narren des Stupidesten, Niedrigsten, Blödesten. Nur das Natürliche ist das Wunderbare.

Geht in ein physikalisches oder chemisches Laboratorium. Tausendfach entfallen sich hier Wunder der Erkenntnis und des Schaffens. Euer Gang, ins Ueberflüssige zu schweifen, findet hier eine unermeßliche Fülle von fruchtbaren Problemen. Freilich müßt ihr arbeiten und Euch mühen, und mit dem faulen Gassen und dem lästigen Gefühlsmarasmus ist nichts gethan. Von diesen Stätten der Wissenschaft geht die Eroberung und Bezwingung einer Welt auf, die der Menschengestalt wie aus dem Nichts erbaut. Geheimnisvolle Naturkräfte werden gebändigt und in den Dienst einer üppig quellenden Kultur geschirrt.

Oder versenkt Euch in das Wesen und Wachstum einer Pflanze. Giebt es einen reicheren Anreiz des Eindringens ins Wunderbare, als die Beobachtung, wie sich aus den Stoffen der Erde und der Luft, unter dem Auge des Lichts, dieses feine, märchenhafte Gebilde einer athmenden, duftenden, leuchtenden Blume — scheinbar wie aus dem Nichts — in verschwenderischer Mannigfaltigkeit bildet! Oder studiert den Mechanismus einer Menschenhand: jeder Nerv und jede Sehne ist ein unerhöchliches Wunder. Und höher hinauf: Jeder Satz, jedes Wort einer Sprache bietet dem Grübler und Forscher des Wunderbaren ein unersiegliches Feld der Schatzgräberei. In den von Menschen geschriebenen Gesetzen des Sternen-Alles wird das Wunderbarste vernünftiger Magie erreicht. Und endlich klimmt empor zu den Unermeßlichkeiten menschlicher Gesellschaftsbildung, von Recht und Moral, von Organisation und Produktion, bis Ihr zuletzt erschauernd Euch beugt vor den Offenbarungen der großen Denker und Künstler. Sucht Ihr die blaue Blume des Wunders, wohlstan in Pectjovens Wustel, in Platos Gedankenwelt wandert Ihr jahrtausendlang in ewigem Wechsel von Wunder zu Wunder, bei jeder Wendung entfallt sich ein Neues, Ueberraschendes, Unbegreiflich-Begreifliches, ein Unirersum des Ueberflüssigen, und bleibt doch alles auf dem klaren festen Boden dieser Erde, und es spukt nichts und klopf nichts, und lallt nichts in France und kein Medibumfel streckt aus der vierten Dimension die freche Geisterzunge heraus. Wo die Geister anfangen, hört der Geist auf, wo die Intelligenzen manifestieren, macht die Intelligenz Bankrott.

Darin liegt das Widerwärtige, fast könnte man sagen das Grauenhafte des in Noabit entblöhten Rothe-Epulis. Es ist nicht die Sehnsucht, sich über die graue Nede des Werkeltages, über die

Unbefriedigung der Lebens-Prosa zu erheben — Sie würde in Kunst und Wissenschaft, in der schaffenden Arbeit für Leben und Gesellschaft ein grenzenloses Gebiet der Betätigung finden, es ist der stumpfe Hang zu nichtiger, plumper Gaulelei, die Verengung und Verblödung menschlichen Denkens, es ist eine Art intellektuellen Morphinismus für leere, träge und schlaffe Seelen. Es ist die lächerlichste Prosa und die nächsternste Armseligkeit, in der sich die Gesellschaft der Blumenapporteurein verzückt.

Gerade wenn die spiritistischen Rundgebungen kein Schwindel und kein Betrug wären, sondern echte Phänomene, kein Vollmensch, ja nicht einmal ein anständiger Philister könnte ein irgendwie ernsthaftes Lebensinteresse an die Beschäftigung mit diesen Erscheinungen wenden. Es ist ja immer dasselbe enge und läppische Eimerlein. Das Grinsen eines Dorftrötels birgt reicheren Inhalt als all die Leistungen der überfünftlichen Geister, Astralleiber, Intelligenzen. Sie sind Spezialisten eintönigsten und zwecklosesten Unsinns. Sie verstehen nichts wie zu klopfen, Blumet, Apfelsinen und billige Bazargegenstände durch die Luft zu werfen, auf leere Blätter Inhaltlosigkeiten zu trägeln, in Phosphorschleimern gespenstisch zu schimmern, als Materialisierungen abgeschiedener Seelen zu delirieren, allenfalls noch Tische zu heben und hysterische Frauen in einen geschwägigen, quatschenden — es giebt kein andres Wort — Trancezustand zu versetzen. Die Kraft des Menschen, sich an rote fühlend und sinnend zu erinnern, birgt eine unendliche geheimnisvollere Magie, als diese lächerliche Eitrierung bauchrednerischer Onkels und Tanten aus dem Grabe, die Auferstehung lächerlicher Zwinglis und Napoleone. Kurz, die überfünftlichen Geister verstehen sich nur auf ein paar mühsige, alberne und unnütze Handierungen. Sie werden Dir niemals die Nummer des großen Loses vorherjagen, niemals eine neue Entdeckung offenbaren, niemals auch nur ein gescheitertes Wort finden. Sie bauen keine Häuser und Brücken, sie erledigen nicht deine Arbeiten, und sie werden es nie fertig kriegen, ein paar echte Tausendmarkscheine aus der Luft apportierend zu materialisieren. Es ist ein ökonomisches Gesetz in der überfünftlichen Geisterwelt, daß die apportierten Gegenstände immer nur einen Bruchteil des irdischen Geldes kosten, das von den Gläubigen in irdischem Entree geleistet wird. Was für Genies sind doch gegenüber den spiritistischen Intelligenzen die alten ehrlichen Heintzelmannchen! Und jeder Taschenspieler sechsten Ranges leistet mehr als die sämtlichen Herrschaften aus der occulten Welt.

Jeder vollsinnige Mensch würde sich genieren, mit solchen erbärmlichen Geistern und ihrem trottelhaften Alltreiben sich einzulassen, auch wenn sie wirkliche Erscheinungen unbekannter Kräfte wären. Und nun verdanken sie offenbarem, handgreiflichem Schwindel ihre Existenz, und doch werben sie eine endlose Schar von Gläubigen, die keine höhere Seligkeit und keine edlere Beschäftigung kennen als solchen Kult unsauberer Schwindels und stumpfsinniger Gaulelei. Wenn man von den bedauernswerten geisteskranken Persönlichkeiten absteht, die dem Betrug zum Opfer gefallen, so bleibt eine verblüffend große Zahl von sonst gesunden Vertretern der „gebildeten und besitzenden“ Klasse, hohen Aristokraten, reichen Bourgeoisdamen, Predigern, Gelehrten, hiesigen Handwerksmeistern, Offizieren und Juristen übrig, die unter ihrem Eide sich zu den Wundern der Madame Nothe bekennen, und die keine reichere und tiefere Tätigkeit kennen, als Woche für Woche in verdunkeltem Zimmer Karreie zu treiben und für die Orgien der Dummheit sich von schlauen Geschäftsleuten rupfen zu lassen.

Das erinnert in der That an die Verfälscherungen des kaiserlichen Rom. Das sind Ausprägungen einer morichen Gesellschaft, die nicht mehr fähig zu sinnvoller Arbeit und ernstem, klarem Denken sind.

Freilich — und das ist das bedeutsamste Moment des spiritistischen Nothelands — unsere ganze Erziehung schafft die Vorbedingungen zu diesem Kulturspuk. Es ist kein Zufall, daß sich die Blumenapporteure in religiösen Formen schwindelhaft äußert. Die Menschen von heute werden von Kindheit an gezwungen, die großen religiösen Weltanschauungen längst verschütteter Kulturepochen mechanisch zu übernehmen, die sie garnicht verstehen könnten, ohne eindringende Kenntnis der historischen Ursprünge und Beziehungen jener alten Mythologien. So gewöhnen sie sich daran, das Unbegriffene als Inbegriff aller Weisheit herzusagen. Das „Trancereden“ wird zum Hauptinhalt afterreligiöser Betätigung. So ist auch die Technik der geistigen Vertäppelung, wie sie die Spiritisten sehr geschickt handhaben, unmittelbar der religiösen Dialektik entnommen. Für jede Zweifelsfrage der Vernunft giebt es eine Antwort mit dem nie veragenden Totschläger des „Systems“. Stellt man fest, daß die Nothe die Blumen, die sie in der „Sitzung“ aus der Luft griff, vorher in einem irdischen Blumengeschäft gekauft hat — keinen Gläubiger beirrt dieser Umstand. Das istes ja eben: die Blumen werden „immateralisiert“ und dann wieder „remateralisiert“. Mit diesem Fangballspiel zweier Worte läßt sich jeder Zweifel zurückweisen, jede Gannerei in die Wolken eines überirdischen Kräftewirkens entrücken. Und sitzen ein paar lauernde Ungläubige unter den Eingeweichten — selbstverständlich, daß dann der Geist nichts kann, ohne „Harmonie“ der Seelen keine Wunder. So wehrt seit jeher das Pfaffenium — in Trance palmolierend — jeden Einwurf der Vernunft mit dem spiritistischen Alibiemittel ab, daß es der menschlichen Vernunft von Gott eben nicht verliehen sei, den Sinn des Unsinns zu ergünden; das Denken müsse sich dem Glauben demütig unterwerfen. Solche theologischen Kunstgriffe der Ab-

treibung der Vernunft sind unmittelbar verantwortlich für die Erfolge spiritistischer Schwindeldialektik. In dieser Erkenntnis liegt die große Bedeutung des „Kalles Nothe“. —
Joc.

Kleines feuilleton.

y. Abc-Zauber. Das Christentum hat die heidnische Zauberei mit einem Eifer bekämpft, der in den grausamen Gräueln der Hexenbrände schreckensvoll gipfelte. Das hindert aber nicht, daß das Christentum selber in erheblichem Maße dem Einfluß jener uralten Formen des Aberglaubens unterlegen ist, indem es Elemente daraus in sich aufnahm. Einen schlagenden Beweis dafür bildet ein merkwürdiger Brauch, der noch heute zum anerkannten Ceremoniell der katholischen Kirche gehört. Wenn ein katholisches Gotteshaus eingeweiht wird, so hat dabei, wie das römische Pontificale auch in der neuesten verbesserten Ausgabe Leos XIII. vorschreibt, u. a. folgendes zu geschehen: Auf zwei kreuzweise angebrachten Aschenstreifen, die je zwei gegenüberliegende Ecken der Kirche miteinander verbinden, schreibt der Bischof, „nachdem er Mitra und Hirtenstab empfangen hat, von der Kirchenecke zur Linken des Eintretenden anfangend, . . . mit dem Ende des Stabes das griechische Alphabet auf die Asche, wobei die Buchstaben soweit auseinander zu ziehen sind, daß sie den ganzen Raum einnehmen“. Entsprechend wird von der rechten Ecke aus das lateinische Alphabet auf den andern Aschenstreifen eingezeichnet. Sodann folgt die Beschwörungsformel, die den Teufel und alle Dämonen zu bannen bezweckt. An diesem ganzen Verfahren ist nichts christlich, als die Anrufung der Dreieinigkeit und die kreuzweise Anordnung der Aschenstreifen. Dagegen ist die Benutzung des Alphabets zu Beschwörungsziwecken vom alten Heidentum übernommen, dessen Aberglaube das Abc zu analogen Zwecken verwendete. Aus antiken Zeiten hat sich auf Vasen, Stein Tafeln, Wänden eine Unmenge von Inschriften erhalten, die aus schließlich nichts befehlen, als dem Abc in lateinischer, etruskischer oder griechischer Schrift. In den Außenwänden der ausgegrabenen Häuser von Pompeji z. B. hat sich eine ganze Masse solcher Abc-Inschriften gefunden.

Der Scharfsinn der Philologen hat sich lange vergeblich damit abgeplagt, eine befriedigende Erklärung dieser sonderbaren Erscheinung ausfindig zu machen. Für die Wand-Abcs hat man sich früher mit der absonderlichen Meinung begnügt, sie seien Schreibübungen von Schültern, ohne daran zu denken, daß unsere heutige Jugend in ihrer freien Zeit die Wände nicht gerade mit Abcs zu bemalen pflegt. Die Abcs auf Steinen sollten Reiserstücke vor Steinmehnen sein. Und ein hochgelahrter Mann hat gar herausgetastelt, daß in einem Alphabet, wo die Konsonanten mit nachfolgenden Vokalen auftreten, ein griechisches Wiegenlied zu erblicken sei. Das sind ja nun bloße Kuriosa. Den wahren Sachverhalt hat erst neuerdings Albert Dieterich aufgedeckt in einer sehr scharfsinnigen Arbeit, deren Resultate wohl verdienen, des gelehrten Aufpupes entkleidet, weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden. Dem Schlüssel hat ihm ein Papyrusblatt an die Hand gegeben, das in einem ägyptischen Grabe zu Theben gefunden worden ist. Darauf steht weiter nichts, als in neunzehn Spalten: a ba ga da za tha ka . . . e be go do ze tho ke . . . so bes goo deo zee kee . . . usw. in allen drei Reihen nach der Folge des griechischen Alphabets bis zu psä pso psoe. Das wäre nun nicht eben sonderlich instruktiv. Licht kommt aber dadurch ins Dunkel, daß dies Papyrusblatt Seite an Seite mit zwei Zauberbüchern gefunden worden ist: es soll selber Zauberkraft besitzen, und zwar vermöge der aufgeschriebenen Alphabete; im gegebenen Falle sollte es dazu dienen, als Amulett von dem bösen Dämonen fernzuhalten, die ihn am Eintritt ins bessere Jenseits behindern könnten. Zauberkraft zu wirken ist denn nun überhaupt der Zweck der Abc-Inschriften aus altklassischer Zeit.

Die Griechen und Römer stehen mit dem Glauben an zauberkräftige Wirkungen des bloßen Abcs durchaus nicht allein. In ähnlicher Weise wurde es z. B. in Indien nutzbar gemacht. Darauf, daß den Juden derselbe Aberglaube nicht fremd war, läßt der Umstand schließen, daß sich in den dichterischen Stücken des alten Testaments Stellen finden, wo der erste Vers mit einem aleph beginnt, jeder weitere mit den nächstfolgenden Buchstaben des hebräischen Alphabets anhebt. Ganz besonders aber huldigten unsere eignen Vordäter der Vorstellung, daß dem Abc geheimnisvolle Zauberkrafte innewohnten. Unser Wort „Buchstabe“ geht bekanntlich auf den Brauch der alten Germanen zurück, die Zeichen des Runenalphabets auf Stücken Buchenholz einzuritzen, diese „Buchstaben“ auf einem Tuch hin- und herzuschütteln und die herausspringenden zu Stabreimen eines Gedichts zu machen, das die Zukunft ver kündete. Im Englischen bedeutet das nämliche Wort „spell“, als Zeitwort gebraucht, buchstabieren, als Hauptwort Zauber. Die alten Germanen bedienten sich denn auch des Alphabets in der nämlichen Weise, wie Griechen und Römer, zu Zauberszwecken. Wir haben auf Schwertern, Spangen, Brakteaten und Steinen Runenalphabete, die zu nichts anderm angebracht worden sind, als um damit zu hezen. Diese Bahnvorstellung hat weiter nichts Befremdendes für eine Zeit, als die Scharbestunft nicht ein Gemeingut aller, sondern Besitz von wenigen Bevorzugten war. Da schrieben die Nichteingeweihten der geheimnisvollen Fertigkeit noch ganz andre Zauberkraft zu, als ihr tatsächlich zukommt. So lag der Fall auch bei

den heidnischen Völkern des klassischen Altertums. Als nun das Christentum unter ihnen Eingang fand, war der Abo-Zauber äußerst populär. In seiner nackt heidnischen Form trat ihm die Kirche nach ihrem Triumph feindselig entgegen. Bei dem römischen Geschichtschreiber Ammianus findet sich eine merkwürdige Stelle, wonach zwei Römer, Patricius und Hilarius, der Folter unterworfen wurden, weil sie Zauberei getrieben haben sollten. Sie bekannten sich denn auch dazu, daß Abo zu solchen Zwecken benutzt zu haben, allerdings in ganz heidnischen Formen. Inzwischen war aber längst der Abo-Zauber dem Christentum in weniger anstößiger Gestalt einverleibt worden. Aus Märtyrergräbern sind zauberhafte Abo's zu Tage gefördert worden, und sogar ein Gefäß für Taufhandlungen ist damit versehen. Das ganze Mittelalter hindurch hat sich dann der Abo-Glaube behauptet. Daher die Abo's auf mittelalterlichen Gilden; sie sind als Witzzauber gedacht. Heute stellt noch die verbreitete Formel, um beheiztes Vieh zu entzähnen, nichts anderes dar, als ein Zaubers-Abo in etwas veränderter Gestalt. Dieser Vieh-segen besteht aus den vier sinnlosen Zeichenanhäufungen SATOR, AREPO, OPERA und ROTAS, die aus bloß sieben Buchstaben bestehen und nach Belieben von vorne und hinten gelesen werden können. In diesem Hokusfokus sieht heute jeder vernünftige Mensch bloß faulen Zauber. Der Abo-Minus für katholische Kirchen-einweihungen dagegen bildet ein offiziell anerkanntes Zubehör des allseitsignificierenden Glaubens. —

Gesundheitspflege.

en. Richtige und falsche Abhärtung. Die Bedeutung der Gesundheit des einzelnen Menschen und ganzer Völker wird jetzt wieder anerkannt und sie in der That heute vielfach noch größer als im Altertum, da jetzt die Lebensführung für den ganzen Organismus und namentlich für die Nerven anstrengender geworden ist. Trotzdem giebt es in der Abhärtung auch Uebertreibungen, die bereits zu dem Schlagwort des „Abhärtungsfanatismus“ Veranlassung gegeben haben. Im besonderen richtet sich der Anspruch gegen die rücksichtslose Anwendung von kaltem Wasser. Angesichts dieser Widerprüche ist es wertvoll, wenn eine hervorragende Autorität sich zur Belehrung über diese Fragen an möglichst weite Kreise wendet, wie es Professor Queppe aus Prag in den „Blättern für Volksgesundheitspflege“ gethan hat. Er weist zunächst die Bedeutung der Abhärtung an dem für jeden erkennbaren Gegensatz zwischen dem empfindlichen Städter und dem weitherbaren Landbewohner nach. Sicher trägt unsere Kleidung viel dazu bei, uns die Widerstandsfähigkeit gegen Witterungswechsel zu benehmen, weil sie die Haut unseres Körpers zu sehr von der Luft abschließt. Das ist der springende Punkt, denn die Abhärtung beruht eben darauf, daß unsere Haut sich schnell genug den Veränderungen der Temperatur und der Feuchtigkeit anzupassen vermag. Die gesunde Haut muß sich gegen plötzliche Kälte durch ebenso schnelle Abperlung der Blutzufuhr schützen, der dann eine besonders starke Durchblutung und Erwärmung folgt. Dadurch wird eine plötzliche starke Abkühlung des Blutes in den Hauptgefäßen verhindert, so daß sich die Kälte in den inneren Organen nicht bemerkbar machen kann; der spätere Zufluß des Blutes schützt dann die Haut vor zunehmender Abkühlung. Vermag die Haut diese Maßregel nicht durchzuführen, so wird dem Körper zu viel Wärme entzogen, und es tritt das ein, was wir als Erkältung genugsam kennen. Die starke Neigung zur Erkältung hängt noch mit andern Besonderheiten der Kleidung zusammen. Wir sind gewöhnt, uns im Winter wärmer anzuziehen als im Sommer, damit der Körper in erprobter Jahreszeit nicht mehr Wärme verliert. Trägen wir uns im Winter ebenso leicht wie im Sommer, so müßten wir dann mehr essen. Eine ungleiche Ernährung während der verschiedenen Jahreszeiten aber paßt uns nicht. Diese willkürliche Regelung der Körperwärme durch die Kleidung darf aber nicht zu weit getrieben werden, schon deshalb, weil sie doch nur mit geringer Genauigkeit erfolgen kann, wie wir ja auch im wesentlichen nur zwischen Sommer- und Winterkleidern unterscheiden. Das ist auch sehr gut, weil sonst die Haut noch mehr verweichlicht und der Selbsthilfe entzöhnt werden würde. Ein wichtiges Mittel zu vernünftiger Abhärtung sieht Prof. Queppe in der Einführung von Luft- und Lichtbädern für das Volk, die außerdem unbedingt mit Körperübungen verbunden werden müssen. Daß diese Vorschläge durchführbar sind, ist in einzelnen Großstädten, wie in Berlin und Leipzig, bereits erwiesen worden. Einen gewissen Ersatz bietet der Aufenthalt in den Schwimmschulen, wo die jungen Leute sich außerhalb des Wassers ohne Bekleidung lange umher-tummeln. Das Wasser ist aber als zweites Abhärtungsmittel auch nicht zu entbehren, obgleich immer berücksichtigt werden muß, daß es durch Entziehung von Körperwärme bei unrichtiger Anwendung schaden kann. Eine kalte Brause ist einem erhitzten Körper durchaus nicht zuträglich, ebenso wenig das sofortige Abreiben eines Kindes mit kaltem Wasser, wenn es eben aus seinem warmen Bettchen kommt, namentlich wenn es bald darauf etwa über die kalte Straße zur Schule laufen muß. Es versteht sich von selbst, daß die Fesler in der Abhärtung durch Wasser namentlich im Winter gemacht werden, während die Anwendung im Sommer weniger Einsicht verlangt. Im Winter sollten deshalb die Kinder in einer genügend warmen Stube und mit hübenwarmer Wasser gründlich gewaschen werden, bei größerer Empfindlichkeit sogar nur abends. —

Humoristisches.

— Das verkannte Reform-Kostüm. Bäuerin: „Nessaz, Hias, da schau' her: Die Stadtfraul'n halt'n a' Sad-zenna!“ —

— Beim Examen. Professor: „... Und, Herr Kandidat, wie schützen Sie sich gegen bakterienhaltiges Wasser?“
Kandidat: „Erstens lache ich es, zweitens filtrire ich es!“
Professor: „Und drittens?“
Kandidat: „Und drittens trinke ich Bier!“ —

— Sie kennt ihn. Mutter: „Warum weinst Du denn, Johanna?“
Tochter: „Weil ich mich mit mei'm Billy z'kriegt hab', und jetzt hat er g'sagt, er geht ins Wasser!“
Mutter: „Der wär' der Rechtel! Der nimmt höchstens ein Brausebad um zehn Pfennig!“ —
(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

c. Englische Volkslieder. Die Freunde der Volkskunde in England entfalten gegenwärtig eine lebhaftere Thätigkeit, um die Volkslieder, die noch im Gedächtnis der alten Leute auf dem Lande leben, vor dem Vergessen zu bewahren. So hat die „Folk-Song Societh“ in ihren letzten Berichten über 400 Lieder aus den Grafschaften Surrey und Sussex, die von mehreren alten Bauern erhalten wurden, veröffentlicht. —

— Zur Herausgabe eines schleswig-holsteinischen Wörterbuchs hat sich in Kiel ein Ausschuss gebildet, dem Professoren und Lehrer angehören. —

— Björnsons Schauspiel „Auf Storhove“ geht nächsten Donnerstag als letzte Novität im Deutschen Theater in Scene. —

— Von einem „Volks-theater“. „Stücke im Arbeitermühen haben sich überlebt, ich habe darum Auftrag gegeben, jedes Stück zu retournieren, das die Stube des armen Mannes schildert oder dessen sociales Elend. Das gleiche Schicksal widerfährt den Bauernkomödien; das sind Dinge, die meinem Publikum nicht behagen.“ So soll sich Herr Adolf Weisse, Mitdirektor des Deutschen Volkstheaters in Wien, zu einem Interview geäußert haben. Wenigstens erzählt es so der „Fadel“-Kraus. —

— Von italienischen Opernkomponisten, deren Werke im letzten Jahre auf deutschen Bühnen gespielt wurden, nimmt Verdi mit 565 Aufführungen den ersten Rang ein. Es folgen dann: Mascagni (249), Leoncavallo (150), Rossini (150) und Donizetti (138). —

— Kunstausstellungen. Bei Cassirer eröffnet Franz Starbina am 1. April eine Kollektivausstellung. — 25 bis jetzt noch nicht bekannte Arbeiten Adolf v. Menzels werden im April im Künstlerhause (Velleuestr. 3) zu sehen sein. — „Deutsche Zeichnerinnen“, eine neue „Schwarz-Weiß-Ausstellung“, beginnt heute bei Amelang. —

— Preise im Gesamtbetrage von 2200 Kronen schreibt die Firma J. Ginzler in Maffersdorf aus. Gefordert werden künstlerische Entwürfe neuer und origineller Teppichmuster. Letzter Einlieferungstermin ist der 15. Juni 1903. Die mit einem Kennwort versehenen Entwürfe sind einzusenden an die Direktion des k. k. Museums für Kunst und Industrie in Wien. —

— Die 75. Versammlung der Gesellschaft deutscher Ärzte und Naturforscher findet vom 20. bis 26. September in Kassel statt. —

— Der erste Erfolg. Der junge Millionär A. W. Gehmel hatte es früher mit dem Dichten versucht. Dann war er Mitherausgeber der „Insel“ gewesen. Später kam er zur Einsicht und gründete einen Menssal. Jetzt hat er während der Mexaner Meetings drei Siege erzielt, darunter einen in der großen Steeple-Chase, der ihm einen Ehrenpreis und 1000 Kronen brachte. —

Büchereinsauf.

— Emile Zola: „Wahrheit“. Der „Vier Evangelien“ dritter Teil. 2 Bände. Aus dem Französischen übersetzt von Leopold Rosenzweig. Roman. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. —

— Max Kreher: „Die Sphinx in Trauer“. Roman. Berlin. F. Fontane u. Co. Fr. 3,50 M. —

— Robert Raberti: „Kunst“. Roman. Breslau. Schlesiische Verlagsanstalt v. S. Schottländer. —

— Gustav Adolf Müller: „Nausikaa“. Drama. Berlin-Charlottenburg. Verlag Continent. —

— Felix Philippi: „Das Erbe“. Drama. 2. Aufl. Breslau. Schlesiische Verlagsanstalt v. S. Schottländer. —

— Ludwig Polster: „Jnes de Castro“. Drama. Breslau. Schlesiische Verlagsanstalt v. S. Schottländer. —

— Felix Philippi: „Das dunkle Thor“. Drama. Breslau. Schlesiische Verlagsanstalt v. S. Schottländer. —

— Fabeln und Parabeln des Orients“. Der türkischen Sammlung humajun name entnommen und ins Deutsche übertragen von Souby-Bey. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Nieder Pascha. Berlin. F. Fontane u. Co. Fr. 2 M. —

— Dr. Afscharumow: „Memoiren“. Essays. Breslau. Schlesiische Verlagsanstalt v. S. Schottländer. —